

Nr. 65. Bromberg, den 21. März 1934.



Roman von A. Schöneberg.

(13. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Die Dunkelheit war inzwischen vollends hereingebrochen. Über die dunklen Höfe und Gassen des Ghettos wand sich der Journalist aus dem Gestank von Zwiebeln, Fett und Knoblauch heraus in die nicht minder widerlichen Geruch-Sphären der nördlichen und südlichen Bewohner dieses babylonischen Völkergemisches hinein.

Wie weit er auf diesem Wege gekommen, das wußte er später nicht mehr — — — später, als er erwachte!

Als er erwachte — — — nach Minuten, Stunden oder Tagen, darüber war er sich so unklar wie über die Ursache seiner geistigen Abwesenheit. Er wußte nur noch, daß ihm irgendwo in diesem höllischen Dunkel noch dunkler vor den Augen geworden war. Von da an war seine Erinnerung ausgelöscht.

Ihm war zumute, als wenn er im Dämmer eines maurischen Hauses in Tetuan aus bleischwerer Bewußtlosigkeit erwache. Genau wie seinerzeit, als er auf den Spuren seiner geheimnisvollen Schönen war.

Quälender Durst trieb ihn vom Lager auf. Er fühlte sich ausgetrocknet wie eine Mumie. Rauenstein taumelte, das Zimmer begann um ihn zu kreisen, doch er hielt sich aufrecht.

Ah, die Karaffe dort auf dem Tisch! Sie enthielt klares, frisches Wasser. Er trank in langen Zügen.

Als Rauenstein das Glas von den Lippen setzte, wäre er vor Überraschung beinahe rückwärts auf sein Bett getaumelt, denn vor ihm stand, genau wie damals in Tetuan, ein Scheich im Seidenburnus, groß, sehnig, blond. Und — o Wunder! — der Burnusträger begrüßte ihn mit den gleichen Worten wie sein Stammesbruder aus dem Norden:

„Allah sei Dank! Du lebst, Herr!"

„Wo bin ich?"

„In Freundes Hand!"

„Wie komme ich hierher?"

Der Gefragte stand ruhig mit gekreuzten Armen. „Darüber zu sprechen, verbieten mir meine Freunde und das Gesetz!"

Der Journalist blickte überrascht auf. Das war der selbstbewußte, stolze Ton des Wüstenfürsten, dem niemand gebietet. Ehe Rauenstein noch eine weitere Frage stellen konnte, erfolgte eine Gegenfrage, die er nicht erwartet hatte: „Willst du unbedingt sterben, junger Freund?"

Teufel, ja! Die Frage lief unbedingt auf das letzte Abenteuer in diesem Flohnest Timbuktu hinaus! Da hieß es sich wappnen mit Gleichmut und Nichtverstehenwollen. „Sterben, sagst du, mein erhabener Lehrer? — Den Weg ins Dunkel gehen wir alle! — Wie sagt die 4. Sure? Du kennst sie gleich mir: Wo immer ihr seid — einholen wird euch der Tod, und wenn ihr wäret in ragenden Türmen!"

Der Scheich lächelte milde. „Mein junger Freund will seine wahren Gedanken verbergen. Du wandelst gefährliche Wege, du bist gewarnt!"

„Lob sei Allah, dem Weltenherrn!" scherzte Rauenstein.

„ . . . dem Erbarmer, dem Barmherzigen, dem Könige am Tage des Gerichts", vollendete der Berber tiefernst.

Und um scheinbar jede weiter Frage abzuschneiden, fuhr er rasch fort: „Die Hand der Fatme selbst waltet über dir, Fremdling! Ihr allein schuldest du dein Leben! — Du bist mein Gast bis an das Ende deiner Tage. Du kannst gehen und kommen, wie es dir beliebt. Aber du bist mein Gast, vergiß es nicht!"

Die letzten Worte waren ein Drohung. Der Bärtige machte einen ehrfürchtigen Salam und trat rückwärts durch den Vorhang in das Nebenzimmer. Rauenstein hörte eine Kugel in eine Alabasterschale fallen, ein braunhäutiger Diener trat herein und trug ihm Speise auf.

Es gelüstete Rauenstein nicht nach Hammelfleisch und Datteln. Er ließ das aufgetragene Mahl stehen und suchte den Ausgang. Unbehelligt gelangte er ins Freie und — — prallte erschrocken zurück. Über ruhig spiegelndem Wasser strebten Palmen in unbeschreiblicher Pracht zum Himmel empor. Nackte braune Kinder tummelten sich an den Ufern, bemerkten den weißen Mann, drängten sich herbei und bestaunten ihn wie ein niegesehenes Wunderding.

Rauenstein drängte sich durch den Kinderhaufen, schritt davon, johlend verfolgt, umlauert von hochläufigen, falschen Nomadenhunden der Oasen. Und überall erblickte er das hochgewachsene Volk der Wüstentuaregs, beiderlei Geschlechts, von einer Reinheit des Geblüts, wie er sie noch nie gesehen hatte.

Nach einer Seite hin lichtete sich der Palmenwald. Dorthin lenkte der Journalist seine Schritte. Eine Duar, das arabische Zeltdorf, breitete sich dort aus. Es schien, als sei eine große Reisegesellschaft zur Rast eingekehrt und habe dort seine eigenen vier Wände aufgeschlagen. Hinter der Duar dehnte sich die saftige grüne Oasensteppe, bedeckt mit weidenden Kamelen. Zwischen den Zeltreihen standen die Pferde, glatt, sehnig, wohlgenährt und gepflegt, Edelblut der besten arabischen Zucht.

Flüchtig wurde es Rauenstein klar: Er befand sich in einer großen, fruchtbaren Wüsteninsel, vielleicht auf einer jener wenigen, die den ehemaligen Gebietern der Wüste noch als letzte, unentdeckte Zuflucht geblieben war. In den nächsten beiden Stunden rannte Rauenstein unaufhörlich durch die Oase, ohne ihre ganze Ausdehnung auch nur entfernt ermessen zu können. Nun bestand kein Zweifel mehr: Man hatte ihn nach jener großen unauffindbaren Oase gebracht, deren Existenz man tausendfach vermutet und tausendfach angezweifelt hatte; jener Oase, von der man nur seit alter Zeit den Namen wußte: Zarzura!

Die Schriftsteller des Altertums berichteten von sieben großen Oasen der Wüste. Fünf von ihnen waren schon vor den europäischen Bürgerkriegen 1914 bis 1918 bekannt, die sechste, Owenah, war von dem arabischen Forschungsreisenden Hassanan Bei auf Grund alter Schriften gefunden worden, genau an der Stelle, wo sie nach den Urkunden liegen sollte.

Hassanan Bei wurde bald darauf mit drei Stichen krummer arabischer Messer in der Brust gefunden. Sein Entdeckungsdrang war für immer gestillt. Die siebente Oase, Zarzura, blieb unaufgefunden. Zwar wollten die Gerüchte von Reisenden, die in Zarzura gastliche Aufnahme gefunden haben wollten, nie verstummen. Doch keiner von ihnen vermochte die Lage der Oase anzugeben.

Schon auf diesem ersten Gang fand der Journalist des Rätsels Lösung, warum Zarzura nicht entdeckt werden konnte, auch nicht vom Flugzeug aus. Die Palmenhaine, die Häuser, die Weiden, jede Tamariske, jeder Busch war mit langen Streifen eines gelben, zähen Stoffes überspannt, der zusammen mit dem Dunkel der Bäume eine Schutzkleidung abgab, wie sie besser kaum ein Schmetterling von der vorsorglichen Mutter Natur erhalten hatte. Das gesamte Gebiet dieser großen Oase war mit einer Sachkenntnis und einer Sorgfalt, die unendliche Mühe und Arbeit verursacht haben mochte, gegen Sicht vertarnt.

Die Oase war ein verwunschenes Land, an dem die Zeit spurlos vorübergegangen zu sein schien: Kein Motorengeknatter, kein Turbinengesumme, nicht Sende- und nicht Empfangsantenne, weder photographierende Amerikaner, noch Sandwichs essende Engländer! Nichts!

Das einzige Verbindungsglied mit der Welt schienen die edlen Renndromedare zu sein, doch nie sah der Journalist eine Karawane gehen oder kommen. Der Verkehr schien sich nachts abzuwickeln, wenn er im Hause seines Gebieters weilen mußte. Nach Einbruch der Dunkelkeit durfte sich Rauenstein nicht mehr von seinem Quartier entfernen. Das einzige Verbot, dem er unterworfen war.

Selbst der Zutritt zur Wüste war ihm nicht untersagt, und oft überquerte der Mann die Weiden, die daran anschließenden Steppen und rannte hinaus bis in die trostlose, tote, mit losem Flugsand bedeckte Wüste. Wenn er dann abends müde und zerschlagen in das Haus seines Gebieters zurückkehrte, glaubte er auf dessen Zügen ein überlegenes Lächeln zu bemerken, doch nie sprach der Mund aus, was der Kopf wohl denken mochte: Es gibt keinen Weg für dich aus diesem Land! Lauf nur hinaus in die Wüste, so weit du willst! Wenn du nicht sterben willst, muß du wieder umkehren!

Rauenstein war sich klar darüber, daß er diese Oase nie wieder verlassen würde, wenn ihm nicht irgend ein glücklicher Zufall zu Hilfe käme.

Zwar geschah es immer und immer wieder, daß er in trostlosem Jammer hinausrannte mit dem festen Vorsatz, lieber in der Wüste zu verrecken als die Verbannung auf sich zu nehmen. Er rannte hinaus, ließ die letzten kümmerlichen Büschel blechharten Halfagrases hinter sich und die stacheligen Kugeln des Judendorns, rannte, fiel, stolperte weiter, immer weiter in den augenentzündenden Gluthauch der Wüste hinein.

Sand, Sand, Sand!

Das Urphantasiebild der Wüste, wie Schulbücher es darstellten, war hier zur höllischen Wirklichkeit geworden. Düne hinter Düne, Kamm auf Kamm, Sandberge mit Graten, Schlünden, Trichtern, Kesseln voll teuflischer Glut, ein Wirrwarr von Kuppen und Zinnen wie ein in vollem Wellenschlage erstarrtes Meer. Hinter diesem trostlosen Gürtel lag er — — — frei und doch stärker gefesselt als mit Ketten.

Rauenstein fand genügend Zeit, über die Ereignisse in Timbuktu nachzudenken. Die Entschleierung der einzelnen Vorgänge bot keine Schwierigkeit. Kalunde und ihr Vater, der Scheich, vielleicht sogar der Gebieter über diesen Erdwinkel, hatten in politischer Mission in Timbuktu geweilt. Rauensteins Anwesenheit im Hof der Karawanserei hatte ihn und sein Vorhaben verraten. Die Warnung bewies es klar. Man hatte ihn keinen Augenblick mehr aus den Augen gelassen und ihn in dem Augenblick unschädlich gemacht, als er sich zu ernster Spionage anschickte. Später hatte man ihm wahrscheinlich einen Schlaftrunk eingeflößt, der ihn für Tage willenlos machte.

Das alles lag sehr einfach. Und dennoch war seine Rettung ein Wunder. Warum ließ man ihm das Leben? — Ein paar Zoll Stahl, ein Meter Hanfschnur hätten seine Gegner aller Mühen enthoben.

Warum?

Es gab nur eine Antwort auf diese Frage: Kalunde wollte es so.

Kalunde, das Mädchen aus der Fremde! Das Mädchen aus der Fremde, das ihm schon einmal das Leben gerettet!

Die Tage vergingen wie in ewigem Gleichmaß. Rauensteins Gastgeber blieb immer derselbe, immer höflich, gemessen, nie herrisch und doch stets ein Herr, immer sanft warnend, nie befehlend, und doch von einer Bestimmtheit, gegen die es kein Auflehnen gab.

Kalunde war die einzige Hoffnung. Harald Rauenstein klammerte sich daran wie der Ertrinkende an die letzte Bohle.

Er wartete darauf, daß etwas geschehen müsse.

*

Im Atlas rasten die Bohrmaschinen. Mit 1500 Bohrstößen in der Minute fraßen sich die Kolosse sichtlich in den Erdboden hinein, gleichviel, ob sie Steine, Erde, Felsen oder Sand vor sich hatten. In 60 Sekunden ein Meter Fortschritt! In einer Stunde 60 Meter Bodengewinn! In 24 Stunden ein und ein halbes Kilometer! Mit dem Rechenschieber in der Hand vermochte der leitende Ingenieur fast die Minute zu bestimmen, wann der letzte Bohrschlag die Gegenkolonne traf.

Mit der unerbittlichen Gleichmäßigkeit nervenlosen Stahls rückten die fünf nebeneinander liegenden Bohrmaschinen in den Bauch des Gebirges hinein. Die Lebenszeit jeder Maschine war auf eine Stunde berechnet. Eine einzige Stunde! War die eine erledigt, dann stand ihre Nachfolgerin bereits blank, glitzernd, beinahe war man versucht zu sagen: ungeduldig wartend, hinter ihrer müden Schwester.

Zwei Minuten Aufenthalt. Dann war der Wechsel auf den Schienen vollzogen, der neue Koloß dröhnte los, arbeitswütig. Der alte ließ sich müde und zerschlagen von kleinen Bulldogs aus dem Erdloch herausschleppen.

Noch ehe die alte Maschine draußen war, rollte schon ein Zug mit Fördermasse, von der neuen ausgespien, an ihr entlang dem Ausgang zu. Unaufhörlich polterten aus den Schneckenförderern der Schlagmaschinen die erbohrten Massen und fielen dröhnend in die untergestellten Loren.

Wie im Bohrtunnel, so herrschte auch an der Baustelle ein ununterbrochener Arbeitsfluß. Die Fördermassen rollten unverzüglich zur Sperrmauer. Diese Sperre zwischen Atlas und Antiatlas, über 70 Kilometer lang, am Grunde 1200 Meter breit und nach Fertigstellung über ein halbes Tausend Meter hoch, war schlechthin als Betongebirge anzusprechen.

Waggonweise schluckten die Mischtonnen das erbohrte Steinmaterial. Waggonweise flog Sand und Splitt in die Behälter hinein. Zement und Wasser folgten in automatisch geregelter Menge. Dröhnend begann der Mischkessel zu kreisen. Minuten. Bis plötzlich Riesengewalten den Kessel aus seinen Lagern hoben, ihn schwebend entführten und über der Arbeitsstelle mit ohrenbetäubendem Prasseln entleerten. Schlepprechen rissen den Betonberg auseinander, schwer stampfend setzten die Rammen ein und in Minuten war das Material kunstgerecht verarbeitet. Während die Mauer von Stufe zu Stufe emporwuchs, krochen auf ihren schmalen Seitenstufen, um die sich die Mauer nach oben verjüngte, die hydraulischen Spritzen entlang und preßten den flüssigen Zement mit zehn Atmosphären Druck in das Gefüge des Stampfbetons hinein.

Zu gleicher Zeit entstanden am Ufer des Atlantischen Ozeans die gewaltigen Vorbecken mit den Entsalzungsanlagen, das Schleusenwerk, die gigantischen Hebeeinrichtungen mit einer Stundenleistung von einer Million Kubikmeter Wasser.

Das größte Werk, das Menschenhände jemals begonnen, war in bestem Werden. Die wirtschaftlichen Auswirkungen auf das Siedlungswerk der S. S. C. zeigten sich sofort. Die Masse der sich meldenden Siedler konnte unmöglich ganz erfaßt werden. Die gesamte Weltpresse zeigte in Wort und Bild Dammbau über Dammbau. Die Begeisterung der weißen Welt war ungeheuer. Die Ablehnung auf der schwarzen Seite seltsamerweise nur mäßig.

Der Kurs der Kompanie-Aktien stieg innerhalb Wochen von 215 auf 265.

Da geschah das Unglaubliche, Unverständliche: Die S. S. C.-Aktien fielen, fielen unaufhörlich, erst punktweise, dann in Sprüngen, in grotesken Sätzen. An den Börsen der Südafrikanischen Union begann es. Dort wurden umfangreiche Pakete zum Kurs von 180 angeboten und verkauft. Das Gerücht verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die ganze Welt, es wurde dementiert, tauchte erneut auf, wurde wieder dementiert, und so gründlich, daß niemand mehr an der Tatsache zweifelte. Die Verkäufer blieben ebenso unbekannt wie die Persönlichkeiten der Käufer. Es mußten gewaltige Interessen und Kapitalien hinter diesen Transaktionen stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Anstandsregeln von 1758.

Mitgeteilt von Börries, Frhr. von Münchhausen.

In der Bücherei meines Großvaters v. d. Gabelentz in Poschwitz befindet sich ein von dem Braunschweigischen Kammerrat F. v. Löhneysen im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts abgeschriebenes Anstands-Regel-Vermächtnis einer Frau v. Adelebsen an ihre beiden Töchter vom Jahre 1578, daß mir aus kulturgeschichtlichen Gründen wohl wert scheint, einmal aus seiner Verborgenheit in das Licht unserer höchst sittsamen Gegenwart hineingestellt zu werden. Gibt es doch in seinem köstlichen Platt eine Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts, wie wir sie unmittelbarer kaum sonst finden.

Die Adelebsens sind ein altes hannoversches Geschlecht, das noch heute in mehreren Zweigen blüht und von denen der in Adelebsen selber in der Nachbarschaft unserer Göttingischen Güter lebt. Die Sterbende schreibt das Platt, das auch heute noch dort gesprochen wird.

*

Die Ermahnung lautet:

„Mine leiwen Döchters, Anne-Kunnicke (Kunigunde) un Gödeke-Christine („Gutchen"), dieweil ek wol förchte, dat ek ut düssen Lager wol nich wedder upstahn, sondern darut gahn un starwen wäre, sau hebb ek düssen Breif, mit egen Händen schrewen un unnerschrewen of versegelt, jück (Euch) ton Gedächtnis hinnerlaten un befehle jück, dat jü jück darna richten schüllt (sollt) na mienen Affstarwen.

Vor dat erste schüllt jü vor allen Dingen gottesförchtig sien, flietig bäen (beten) un in dei Karken gahn. Wenn jü in de Karken sied, sau sittet hübsch erbar und stille vor jük hen und kaget (wohl: kieket) nich dei Lüe an, sünnern seiht alle Tied na den Pastaur. Wann jü awerst wegen Unwedders oer Oewelsyns hawer nich könnet in dei Karken komen, so schüll jü tau Huse flietig lesen und bäen in gottesförchtig hilligen Bökern, awerst bi Liewe nich in den gottlosen lichtsörigen (?) Bökern, da sau von Sünne (Sünde) inne steiht! Dat well ek dörchut nich hebben un is ok nich nödig!

Wenn jü bi jüen Frünnen oer Wänschen (Verwandten) sied, sau denket darup, dat jü in neinen (keinen) bösen Namen komet, un holet jük rien erbar. Wenn dei Junggesellen komet, sau latet jük nich seihen, bet dat jü tom Dische gahet, sau maket vor sei eenen seedigen (?) Knix, slahet jue Ogen vor jük, holet jue Hänne vor juen Lief (Leib), un seihet sei bei Liewe nich an, dat well ek jü raen (raten)! Wenn sei jük dei Hand gewet, sau seihet ja nich op un seihet see ok nich an, latet jük ok ower Dische mit sei in kein Köddern (Plaudern) in un holet bi Liewe dei Beine stille tohope (zusammen)!

Wenn jü nu wat getten (gegessen) hebbet, sau staht stracks op un gat in dei Kammer un maket dei hinner jük tau, dat der neines (deren keiner) opkummt un jük seihe . . .

Wenn dei Junggesellen wat tau jük segget, asse öhre Wiese plegt tau sien, sau antworet mit kahlen Wören (Worten) „Ja", „Ek weit et nich", „Dat mag sien". Streckt den Buk (Bauch) nich vorut, dat steiht jungen Lüen öwel an, dat hört ju wol!

Wenn jü tau Dische gaht, sau denket dartau (daran) un etet wenig, dei Lüe seiht jük süst (sonst) vor plump an. Jü könnt wol wat des Morgens op juer Kammer eten, ehe ju tau Dische gaht, damit ju bi Dische desto erbarer un beter sitten könnet. Un drinket ja nich ower (mehr als) eemal! Wenn ju taudrunken wird, sau segget: „Ek hebbe neinen Dörst!" Wenn sei denn glikerwol jük taudrinken, dan segget: „Ek mag ja nich drinken, dat hör ju wol!" Sett hei dat Glas bi jük dal, sau latet et stahn — et steiht er wol! — awerst drinket ja nich darut. Kömmt jük awer ein Dörst an, sau segget tau einer anneren Jungfer, det sei jük tau drinken gäwe, ut den Glas drinket denn en beten (bißchen), awerst drinket ja bi Liewe neinen Junggeselle tau. Seihet jük bi dem Dische nich umme, slahet jue Ogen nedder un seihet in eine Stedde (Stelle), holet juen Kopp stille un röget en bi Liewe nich.

Wenn dei Junggesellen met Kohren (Plaudern) nich ophören wilt, sau segget „Latet mek uneschoren, — ek weit dat nich, wat ju segget". Wenn sei einen Appel oder Beere jük schellet, sau latet sei liggen un etet sei nich.

Wenn ju von Dische upstaht un dat Danzen angeiht un einer bi jük sitten gaht, sau seihet em jo nich an. Wenn hei jük denn wat vorspricht, sau antwortet ehm jo bi Liewe nich. Will hei jück denn bi dei Hand nehmen, sau teihet (ziehet) dei Hand weg un steket sei unner dei Schörte, — da mot hei ja woll wegblieben! Wenn hei jük denn wat von Frien seggt, or dat hei jük lief hedde un dergliecken, sau swiet stille un dauet, asse wenn jü dat nich hört. Wenn hei denn lieke (gleichwohl) sehr dawedder von sprickt, sau segget: „Wat hebbet jü met mek tau daan, ek hebbe jur Köddern gar nich nöddig, dat latet man blieven! Ob ju mek leif hebbet or nich, dat eine is mek sau veel asse dat annere!" Wenn sei denn noch nich uphören willt, sau spreket: „Meint jü denn, dat ek juer Dörin bin! Gaht von mek, dat hör ju woll, ek will juer Wöre (Worte) nich mehr hören, oer ek will upstahn un weggahn!" . . . Kehret den Junggesellen den Rüggen tau un latet sei henscheeren, wo sei tau supen hebbet!

Wenn ju danzen mötet, sau seihet bei Liewe nich op, röget den Kop nich, dei Hänne holet vor jük, oer op dei Siete. Sau seggen denn dei Lüe: „Dat sin fiene erbare Mäkens!" Wenn juer Fründe oer Wänschens opstaht un tau Bedde gahen willt, sau gehet sei straks nahe, dat hör ju woll! Wenn denn einer käme, dei jück opholen un bi de Hand teihen (ziehen) un noch mal met jük köddern oer danzen wolle, sau rietet dei Hand los un segget: „Latet mek met Freen (Frieden), meint jü, dat ek um juentwillen hier bin? Nee, vorwohr, dat meint man nich!"

Wenn dei Junggesellen des Nachts na öhrer Gewohnheit met der Liemstange lopet un dei Specksuppe bringet*) un denn op jue Kammer komet, sau lopet achter juer Wänschen Bedde un gaat davor sitten, sau mötet jük wol met Freen laten. Dat well ek jük befehlen, mine leiwen Döchters, da richtet jük nach! Wenn sei awer glikewohl kämen, um met jük tau köddern, sau segget: „Packet jük weg, oer ek slage jük up de Snute, ji unbeschrienen Esels, wat hebbet jü op dei Jungfernkammer verloren!" — Wenn sei denn noch keinen Freen hebben willt un wollen jük pipen (küssen), asse dei besapenen Junkers tau daun plegen, so liet dat jo bi Liewe nich un slat sei op dat Mul, dat et klappet un segget: „Gaht hen, wo jü dat gewohnt sied!"

Wenn Junggesellen wollen met jük danzen, so könnt ju wol neinen Danz verseggen, awerst wenn sei jük in dem Danzen oer hernah pipen wilt, dat schull jü bi Liewe nich lien (leiden), sondern schöllt sei op de Piepsnute slaen un seggen: „Ju unverschämter Ossen, was hebbet ju met mek tau daun!"

Wenn awerst einer käme, de jük darum anspräke (um euch anhielte), sau wieset sei na juen Frünnen und Wänschen, dat sei denen spräken, ju schüllt awerst fülften met öhme nich davon spräken . . . Wenn jue Wänsche jük einen tauseggen, da hebbet ein Genügen medde, awer heudet (hütet) jük, dat jü öhme nich anseiht, oer mit öhme köddert, — dei Mannslüe hebbet sau wat an sek, dat jük verföhren möchte!

Wenn dei Lüe seggt: „Glück tau, Brud!" sau segget: „Bin neine Brud, latet mek gahn!" — Wenn jue Bröddigam denn einmal tau jü käme un wolle met jü köddern, sau segget: „Makt ju vör de Tied nich tau driste, gaht hen, da jü hen bescheichen sied, na minen Wänschen oer Veddern un bliwet von mek weg, sau lange bet we tausammen geben sin!" Wenn jü unverseihens wohin komet, dar jur Bröddigam is, so gahet öhme ut den Wege un ut den Oogen. Seihet öhm ok nich an, — de jungen Keerls laten et nich, verstaht jü mek woll! . . . Wenn hei jük nahefolget, sau segget: „Ek will nich eher met

*) Sitte nach Ende von Hochzeiten den Damen einen Nachttrunk auf ihr Zimmer zu bringen.

jük tau daun hebben, bet dei Pape (Priester) daröwer west (gewesen) is!"
Dat will ek von jüt geholen hebben, mine leiwen Döchters, dat hör jü woll!"

*

Es ist mir nicht bekannt, ob die beiden Fräulein von Adelebsen sich so entsetzlich unliebenswürdig dann auch im Leben benommen haben, — (d. h. für sie war dies ja nur sittsam!) — und ob sie als Preis ihrer Tugendhaftigkeit dann auch Männer bekommen haben. Aber neben diesem Humor hat die Sache doch auch für unser Empfinden wahrhaft tragische Seite: Welches sittliche Niveau muß eine Zeit gehabt haben, in der offenbar ein harmloses oder gebildetes Gespräch zwischen jungen Leuten beiderlei Geschlechts einfach unmöglich schien, unmöglich wohl ebenso wegen der wilden Triebhaftigkeit der Jünglinge, wie wegen der völligen Unbildung der Mädchen. Vielleicht ist es in anderen Ständen und anderen Gegenden (etwa in den süddeutschen Reichsstädten) besser gewesen, — für das Hannover von 1550 eröffnen die Ermahnungen der Frau v. Adelebsen einen trüben Ausblick!

Punktum.

Kleines Bild von Thomas Halm.

Hannes mußte sich einen Augenblick auf die Schreibtischplatte stützen, ehe er auf den Vorplatz ging, um die Post vom Fußboden aufzuheben.

Er hatte wie gewöhnlich, auf das gemütliche Schlürfen des Postbriefträgers auf der Treppe gelauscht.

Durch die dünnen Wände seines spärlich möblierten Zimmers konnte er die Schritte des Briefträgers von jedem anderen Schritt genau auseinanderhalten, und seine Ohren waren durchaus gewöhnt an das schwere, niederträchtige Klatschen der großen Umschläge, die gewöhnlich von Verlegern kamen, welche „außerordentlich bedauerten, für das freundlichst übersandte Manuskript leider keine Verwendung zu haben". Über Mangel an liebenswürdiger Behandlung in brieflicher Form konnte der Dichter Hannes Wetterfest also durchaus nicht klagen.

Sein Blick flog zum Fensterbrett, auf dem ein hoher Packen zusammengebundener Manuskripte thronte. Obenauf sein erstes Buch — sein bestes, geschrieben mit Herzblut und dem Feuer seiner jugendlichen Begeisterung. Würde man jemals wieder so ein wundervolles Buch schreiben können?

Aber: Es war 700 Seiten lang . . .

Das erste Mal mußte der dicke Briefträger klingeln, als er zurück kam.

Der Brief vom Verleger war durchaus nicht unfreundlich. Leider sei das Buch nur zu weitschweifig, aber immerhin könne man die Sache dennoch überlegen. Vielleicht würde es sich empfehlen, den Stoff etwas zu konzentrieren, sagen wir, der Einfachheit halber um die Hälfte zu kürzen . . .

Hannes arbeitete wochenlang an der Umarbeitung. Es fiel ihm entsetzlich schwer. Aber was wollte er machen? „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister", hieß doch das bekannte Sprichwort.

Wieder klingelte der Briefträger, als das Manuskript zurückkam. Sehr verständlich, denn 350 Seiten gehen bekanntlich genau so wenig durch einen Briefschlitz wie 700. Doch bereits beim dritten Male glitt der Umschlag mühelos durch, und danach wurde er von Mal zu Mal schlanker und schlanker.

Hannes hatte den Briefträger kommen hören, er hörte auch das Zurückschlagen der eisernen Klappe.

Ein schwacher, gleitender Laut.

Kein Klatschen dicker Packen.

Ein Brief.

Der Brief vom Verleger!

„. . . Wir sind der Ansicht, daß wir Ihre kleine Novelle — abgesehen von geringfügigen Kürzungen, die unumgänglich notwendig sind — erwerben können. Wollen Sie, bitte, zur Vornahme der Kürzungen der Einfachheit halber morgen früh in unsere Redaktion kommen . . ."

*

Der Bureauvorsteher des Krankenhauses nahm dem Kontoristen den Meldezettel aus der Hand.

„Viel zu lang und umständlich", murrte er, „das macht man viel kürzer, passen Sie mal auf: 35jähriger unbekannter Mann tot durch Verkehrsunfall. Mantel gezeichnet Hannes Wetterfest. Etwaige Angehörige wenden sich an das Krankenhaus A., Abteilung B., Punktum!"

Und damit wanderte der Zettel zur städtischen Pressestelle.



Schule.

Elschen hob den Zeigefinger in die Höhe. „Nun, liebes Elschen", fragte die Lehrerin, „was möchtest du denn?"

„Ich muß mal raus", erwiderte die Kleine.

„Aber mein Kind, so heißt es doch nicht. Wie fragt man in solchem Falle?"

Elschen schwieg.

„Man bittet höflich", half das Fräulein.

„Fräulein, darf ich — na, denk mal nach, wie sagt man?"

„Fräulein, darf ich mal raus?"

„Nein, so ist es noch nicht richtig. Ich habe es euch doch schon mehrmals vorgesagt. Denk einmal nach."

Elschen dachte inständig nach. Um ihre Mundwinkel zuckte es.

„Fräulein, darf ich mal — ich muß mal —"

Die Lehrerin wurde ärgerlich.

„Du mußt endlich lernen, dich auszudrücken! Du willst doch einmal ein gesittetes Mädchen werden, das weiß, was sich schickt! Also, wie heißt es? „Fräulein, darf ich mich . . . nun?"

„Fräulein, darf ich mich mal —"

„Darf ich mich entfernen? heißt es!" rief das Fräulein heftig. „Also sprich! Was willst du?"

Elschen verzog weinerlich das Gesicht und schwieg.

„Bist du eigensinnig?" schrie jetzt außer sich die Erzieherin. „Sofort sprich nach: „Fräulein, darf ich mich mal entfernen?" Nun, wird's bald?"

Und unter Tränen brachte Elschen hervor: „Ach, Fräulein, ich hab' mich schon entfernt."

*

Gemeinheit.



„Sie lassen Ihre Tochter mit dem Kerl gehen? Der hat ja schon fünf Jahre Zuchthaus gehabt!"

„So eine Gemeinheit! Mir sagte er drei!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.